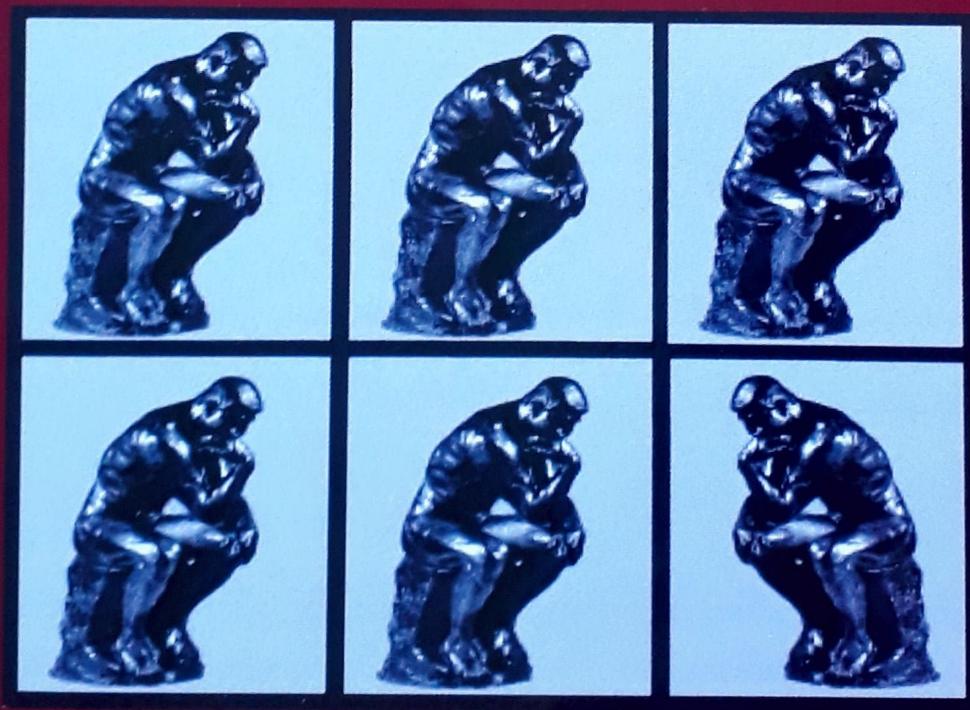


Frank Brosow

T. Raja Rosenhagen (Hrsg.)

**MODERNE THEORIEN
PRAKTISCHER
NORMATIVITÄT**

Zur Wirklichkeit und Wirkungsweise
des praktischen Sollens



P
A
P

mentis

Brosow/Rosenhagen (Hg.) · Moderne Theorien praktischer Normativität

Perspektiven der Analytischen Philosophie
Neue Folge

Herausgegeben von Julian Nida-Rümelin und Ulla Wessels

Begründet von Georg Meggle und Julian Nida-Rümelin

Frank Brosow,
T. Raja Rosenhagen (Hg.)

Moderne Theorien praktischer Normativität

Zur Wirklichkeit und
Wirkungsweise
des praktischen Sollens

mentis
MÜNSTER

Einbandabbildung: Auguste Rodin »Der Denker« (1882)

Montage: Kai Beuerbach

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

© 2013 mentis Verlag GmbH
Eisenbahnstraße 11, 48143 Münster, Germany
www.mentis.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zulässigen Fällen ist ohne vorherige
Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany
Einbandgestaltung: Anna Braungart, Tübingen
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
ISBN 978-3-89785-226-6

INHALT

<i>Frank Brosow & T. Raja Rosenbagen</i>	
Einleitung	7
<i>Peter Stemmer</i>	
Die Konstitution der normativen Wirklichkeit	25
<i>Ralf Stoecker</i>	
Aus Gründen handeln – ein Vorschlag auf Graswurzelebene	36
<i>Nico Scarano</i>	
Was sind Handlungsgründe? Ein Beitrag zur Verteidigung der traditionellen Motivationstheorie	59
<i>Christoph Halbig</i>	
Über die Möglichkeit teuflischen Handelns	75
<i>Sabine A. Döring</i>	
Passende Einstellungen. Vom <i>Buck-Passing</i> zum <i>No-Priority</i>	94
<i>Felicitas Krämer</i>	
Normativität im Neosentimentalismus	124
<i>Thomas Hoffmann</i>	
Praktische Normativität und aristotelische Notwendigkeiten	141
<i>Bernward Gesang</i>	
Partikularismus oder Generalismus? Neue Ansätze zur Lösung eines uralten Problems	164
<i>Herlinde Paner-Studer</i>	
Der Standpunkt der Moral: Erstpersonaler Internalismus oder zweitpersonaler Kontraktualismus? Zur Kontroverse zwischen Stephen Darwall und Christine M. Korsgaard	192
<i>Heiner F. Klemme</i>	
Menschenwürde und Menschenrecht. Variationen eines Kantischen Themas in systematischer Absicht	213

<i>Frank Brosow</i> Intersubjektiver Projektivismus. Ein antirealistisches Konzept praktischer Normativität.....	230
<i>Anton Leist</i> Zur Bedeutung der Moral. Wie man Moral mit Erkennen, Bedeutung und allem übrigen verbinden kann	262
<i>T. Raja Rosenbagen</i> Physikalismus, Pragmatismus und die Frage nach dem Anfang. Zu Stemmers Konzeption des normativen Müssens.....	297
<i>Ludwig Siep</i> Normerzeugende Praxis	329
<i>Matthias Wunsch</i> Eigenständigkeit und intellektuelle Redlichkeit bei Ernst Tugendhat.....	346
<i>Zu den Autoren</i>	371
<i>Personenregister</i>	375

EINLEITUNG

Von denen welche sich rühmen, daß sie die Wahrheit suchen, bloß um der Wahrheit willen, suchen die mehresten nur ein System; und wenn sie nur irgend eins gefunden haben, so sind sie zufrieden.

(Friedrich Heinrich Jacobi)¹

1. PRAKTISCHE NORMATIVITÄT

Spätestens seit David Hume in seinem *Treatise of Human Nature* (1739/40) festgestellt hat, dass Ist-Sätze und Soll-Sätze unterschiedliche Arten von Relationen zwischen Vorstellungen ausdrücken², gehen Philosophen der Frage nach, in welchem Verhältnis diese beiden Arten von Aussagen zueinander stehen. Können bewertende und vorschreibende Aussagen aus faktischen Prämissen abgeleitet werden? Gibt es objektive Werte und moralische Tatsachen? Oder beziehen sich normative Aussagen auf bestimmte mentale Vorgänge? Welchen Geltungsanspruch haben normative Überzeugungen im Allgemeinen und moralische Überzeugungen im Besonderen? Werden moralische Urteile durch die reine praktische Vernunft begründet? Welche Rolle spielen Wünsche und Emotionen? Erkennen wir moralische Regeln und Eigenschaften intuitiv? Beruht alle Moral nur auf Übereinkunft? Oder kurz: Was *ist* und wie *funktioniert* praktische Normativität?

Diese und weitere um die Natur der praktischen Normativität kreisende Fragen und Probleme sind heute Gegenstand einer umfangreichen, in ihrer Komplexität kaum noch zu überschauenden interdisziplinär geführten Debatte.³ Auf systematischer Ebene diskutieren Internalisten und Externalisten über das Wesen praktischer Gründe, Realisten und Antirealisten über den ontologischen Status praktischer Normen sowie Kognitivisten und Non-Kognitivisten über die Wahrheitswertfähigkeit normativer Aussagen und die

¹ Zitiert nach Herbst, *Denker*, S. 229.

² Vgl. Hume, *Traktat*, 3.1.1.27; SBN 469f. Aus Humes *Traktat* wird nach Buch, Teil, Abschnitt und Absatz sowie nach Paginierung der früheren englischen Standardausgabe von Selby-Bigge/Nidditch (SBN) zitiert.

³ Eine hervorragende Übersicht über die für den Normativitätsdiskurs wichtigsten metaethischen Begriffe und Problemfelder findet sich in Scarano, *Metaethik*.

Art und Weise, wie das praktisch Gesollte erkannt werden kann. Geführt werden diese Debatten unter Rückgriff auf Positionen, die dem Selbstverständnis ihrer Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach aristotelisch (und thomistisch), humanistisch, kantisch, utilitaristisch oder pragmatistisch sind.

Aus all diesen Perspektiven heraus haben Philosophen auf Humes Vorwurf reagiert, in der Moralphilosophie werde der Erklärung und Rechtfertigung des sprachlichen Übergangs von Ist- zu Soll-Aussagen keine Beachtung geschenkt.⁴ Anders als zu Zeiten des Aufklärers Hume verfügen wir heute über eine Vielzahl an subtilen Theorien, die sich explizit und systematisch mit der Analyse eben dieses Übergangs auseinandersetzen. Die Heterogenität der miteinander konkurrierenden philosophischen Normativitätskonzeptionen provoziert jedoch einen weiteren Vorwurf, der insbesondere von denen an die Philosophie heran getragen wird, die von dieser statt der pluralistischen Diskussion komplexer Phänomene einfache, unumstrittene und somit einheitliche Antworten erwarten: Sucht der systematisch argumentierende Philosoph tatsächlich nach der dem Problem angemessensten Antwort, oder versucht er lediglich, den mit dieser Suche verbundenen Zustand der Unklarheit zu beenden, indem er eine aus kontingenten Gründen vertretene Theorie allein durch den Hinweis auf ihre innere Konsistenz vor sich selbst und anderen als (einzig) angemessene Antwort auf das Problem erscheinen lässt? Das provokante Zitat des Gegenaufklärers Friedrich Heinrich Jacobi, das dieser Einleitung vorangestellt wurde, gibt diesen Vorwurf in pointierter Form wieder.

Der sicherste Weg, Jacobis Generalverdacht der blinden Systemtreue zu entgehen, ist es, sich in einen Dialog mit anderen Forschern zu begeben⁵, deren Ansätze sich in hinreichender Weise voneinander unterscheiden, um nicht nur Details, sondern auch zentrale Prämissen und Methoden der jeweils vertretenen Theorien als reflexions- und rechtfertigungsbedürftig zu erkennen. Eine systematische Position, die sich vor dem Hintergrund konkurrierender Positionen bewährt und in einem von Offenheit und wechselseitigem Verständnis getragenen Diskurs erfolgreich gegen aus alternativen Perspektiven heraus vorgetragene Einwände verteidigt werden kann, beweist eben dadurch bereits ihren philosophischen Wert – ohne erst ihre eigene Alternativlosigkeit behaupten zu müssen.

2. ZUR ENTSTEHUNG DIESES BANDES

Die internationale Fachtagung „Moderne Theorien praktischer Normativität“, die im Sommer 2010 an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz

⁴ Vgl. Hume, *Traktat*, 3.1.1.27; SBN 469f.

⁵ Vgl. auch hierzu bereits Hume, *Traktat*, 1.4.1.2; SBN 180.

stattfind, wollte dazu beitragen, Vertreter der unterschiedlichsten Konzeptionen praktischer Normativität vor allem mit Blick auf die Frage nach der Wirklichkeit und der Wirkungsweise des praktischen Sollens in einen konstruktiven Dialog miteinander zu bringen. Durch die Weite des Themas wurde der engen Verschränkung von ontologisch-epistemologischen und motivational-psychologischen Fragestellungen im Bereich der Metaethik und der normativen Ethik Rechnung getragen. Gleichzeitig sollte die Vielfalt der zum Vortrag vorgesehenen Positionen den Dialog gerade zwischen den Vertretern derjenigen Theorien begünstigen, die einander in der Regel nicht oder nur sehr schemenhaft zur Kenntnis nehmen. Gerade aufgrund der Heterogenität der vorgestellten Positionen wollte die Tagung als Impulsgeber für die Entwicklung neuer Fragestellungen und für die Suche nach innovativen Argumentationsstrategien im Bereich der praktischen Normativität dienen. Im Vordergrund stand dabei nicht eine künstliche Annäherung der Positionen, sondern die Förderung des gegenseitigen Verständnisses unter Wahrung von Komplexität und Besonderheiten der einzelnen Theorien.

Der vorliegende Sammelband hält an diesen Zielsetzungen fest. Ein Großteil der insgesamt fünfzehn Beiträge des Bandes ist aus den Vorträgen der genannten Fachtagung oder deren systematischer Weiterentwicklung durch die Referenten hervorgegangen. Darüber hinaus konnten weitere Autoren dafür gewonnen werden, ihre spezifische Sichtweise durch einen eigenen Beitrag in das Projekt einzubringen und auf diese Weise thematische Aspekte zu betonen, die andernfalls unterrepräsentiert geblieben wären.

3. WIE KOMMT NORMATIVITÄT IN DIE WELT?

Peter Stemmers Aufsatz „Die Konstitution der normativen Wirklichkeit“⁶ steht aus zwei Gründen am Anfang dieses Sammelbandes. Zum einen legt Stemmer hier auf engem Raum die Grundzüge eines Ansatzes dar, in dem die für das Themenfeld des Bandes zentralen Begriffe der Normativität, des praktischen Grundes, des Wollens, der Norm, der Sanktion und spezifische moralische Begriffe wie die der moralischen Rechte und Pflichten eingeführt und in der ihnen von Stemmer zugewiesenen Bedeutung zu einer konsistenten Theorie des normativen Müssens verbunden werden. Zum anderen erhebt der von Stemmer vertretene sanktionstheoretische Ansatz den Anspruch, den Kernbereich der Moral abzubilden, während Theorien, deren normative Forderungen über diese ‚Minimalmoral‘ hinausweisen, von ihr nicht mehr zur Moral im eigentlichen Sinne gerechnet, sondern von Stem-

⁶ Der Aufsatz erschien zuerst in: Forst/Günther, *Ordnungen*, S. 57-68. Der Nachdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Herausgeber.

mer als ‚Quasi-Moralen‘⁷ bezeichnet werden, die lediglich innerhalb einer Gemeinschaft von Individuen mit annähernd gleichen Idealen Gültigkeit besitzen. Stemmers Theorie meint, durch ihr spezifisches Verständnis von Normativität selbst dem moralischen Skeptiker⁸ vernünftige Gründe zu liefern, sich an einen Grundbestand moralischer Normen zu halten, während Ansätze, die etwa in aristotelischer, humanischer oder kantischer Tradition stehen, den Anspruch erheben, eben dieses kontraktualistische Verständnis von Normativität (und Moralität) als grundsätzlich verfehlt oder zumindest erweiterungsbedürftig erweisen zu können.

Nach Stemmer entsteht Normativität, wenn die zwei für sich genommen nicht-normativen Bausteine eines *Wollens* und eines *Müssens der notwendigen Bedingung* zusammen kommen. Die Redeweise von einem *normativen Müssen*, das durch diese Verbindung entsteht, lässt sich durch die eines praktischen Grundes ersetzen. Praktische Gründe erzeugen einen Handlungsdruck, der uns dazu nötigt, uns in bestimmter Weise zu verhalten. Indem eine Gesellschaft ein Sanktionssystem etabliert und durchsetzt, dem zufolge bestimmte Verhaltensweisen zum Zwecke der Verhaltensbeeinflussung mit negativen Konsequenzen verknüpft werden, die sie normalerweise nicht hätten, werden künstliche Gründe geschaffen, denen ein normatives Müssen zu Grunde liegt. Richtet sich dieses sanktionskonstituierte Müssen an alle Mitglieder einer Gruppe oder der Gesellschaft, so spricht Stemmer von einer *Norm*. Legitim ist die Durchsetzung einer Norm, wenn sie selbst normkonform ist, also nicht mit bereits bestehenden Normen wie etwa dem Unterdrückungsverbot kollidiert. Die Befolgung einer legitimen, nicht-erpresserischen Norm bezeichnet Stemmer als *Pflicht*, wobei dem Begriff der Pflicht der des subjektiven *Rechts* korrespondiert. Normen sind demnach eine bestimmte Art praktischer Gründe und wie diese vollständig wollensrelativ; objektive Wert-Eigenschaften hingegen existieren nicht und sind für Stemmer auch nicht sinnvoll vorstellbar. Normativität in all ihren Formen baut letztlich auf dem faktischen Wollen eines Akteurs auf. Nur sofern dieser negative Sanktionen, im Falle moralischer Normen also etwa Tadel und soziale Ausgrenzung, faktisch vermeiden will, unterliegt er dem normativen Müssen und hat er einen praktischen Grund, gemäß der moralischen Norm zu handeln.

⁷ Vgl. Stemmer, *Handeln*, § 11. Interessanterweise verfährt Ernst Tugendhat hier begrifflich genau umgekehrt, indem er gerade den Kontraktualismus, dem spezifische Merkmale einer ‚echten‘ Moraltheorie fehlen, als ‚Quasimoral‘ bezeichnet. Vgl. Tugendhat, *Vorlesungen*, S. 77. Stemmers Ansatz beruft sich zwar nicht auf einen ‚Vertrag‘, sondern auf ein ‚Agreement‘ (vgl. Stemmer, *Handeln*, S. 87f.) als Grundlage des moralischen Müssens, kann in diesem weiten Sinne aber dennoch als kontraktualistisch bezeichnet werden.

⁸ Vgl. Stemmer, *Handeln*, S. 17ff.

4. WAS SIND PRAKTISCHE GRÜNDE?

Eine naheliegende Reaktion auf die kontraktualistische ‚Minimalkonzeption‘ praktischer Normativität, von der Stemmer meint, dass man weder sinnvoll hinter sie zurücktreten, noch sinnvoll über sie hinausgehen kann, stellt die genauere Untersuchung des Begriffs eines *praktischen Grundes* dar. Diesem Themenfeld sind die nächsten drei Aufsätze gewidmet.

In seinem Beitrag „Aus Gründen handeln – ein Vorschlag auf Graswurzelebene“⁹ geht *Ralf Stoecker* der Frage nach, was es eigentlich heißt, aus Gründen zu handeln. Dabei kritisiert er die sogenannte Standardkonzeption menschlichen Handelns, gemäß welcher Handlungen Ereignisse sind, die aus einer spezifischen Art mentaler Einstellungen des Handelnden (wie der Kombination aus Überzeugungen und Wünschen bei Donald Davidson) resultieren und die Handlung als Ereignis einerseits verursachen und sie andererseits aus der Perspektive des Handelnden heraus als vernünftig ausweisen. Zum Zweck dieser Kritik bewegt sich Stoecker auf einer basalen ‚Graswurzelebene‘, versucht also möglichst nah an der Art und Weise zu bleiben, wie Menschen tatsächlich über Dinge wie ‚Handeln‘ und ‚Gründe‘ sprechen. Die von Stoecker schrittweise entwickelte und ausführlich erläuterte These lautet: Wer von einer Person sagt, dass sie handelt, behauptet, dass das Bestehen einer bestimmten Tatsache auf zweierlei Weisen erklärt werden kann: zum einen unter Bezugnahme auf die Fähigkeit der Person, sich zu verhalten, als wäre sie fortlaufend an einer öffentlichen praktischen Überlegung darüber beteiligt, was zu tun ist; zum anderen indem Gründe angegeben werden, aus denen heraus die Person handelt, d.h. indem Argumente vorgebracht werden, die sie im Rahmen dieser virtuellen Überlegung vorgebracht haben könnte. Es ist nach Stoecker diese Praxis des öffentlichen praktischen Überlegens, die aus der Perspektive des Handelnden das ausübt, das man als einen *normalen* Handlungsdruck bezeichnen könnte.

Stoeckers Kritik der sogenannten Standardkonzeption menschlichen Handelns steht *Nino Scarano*s Aufsatz „Was sind Handlungsgründe? Ein Beitrag zur Verteidigung der traditionellen Motivationstheorie“ gegenüber. Die Gegenüberstellung von traditionellen ‚Psychologen‘, welche Handlungsgründe als psychische Entitäten betrachten, und ‚Antipsychologen‘, die eher ihre Ablehnung des Psychologismus eint, als dass sie eine einheitliche ontologische Gegenposition vertreten, kritisiert Scarano einerseits als grob und inadäquat, gesteht ihr jedoch andererseits zu, als Leitfäden für eine kritische Auseinandersetzung über ein angemessenes Verständnis praktischer Gründe eine nützliche Rolle spielen zu können. Unter Rückgriff auf

⁹ Dieser Beitrag ist zuerst in englischer Sprache erschienen als „Acting for Reasons – A Grass Root Approach“. In: Sandis, *New Essays*, S. 276-292. Für diesen Band wurde er von T. Raja Rosenhagen ins Deutsche übersetzt.

die terminologischen Unterscheidung zwischen *normativen* Gründen einerseits und *motivierenden* Gründen andererseits weist Scarano den u.a. von Jonathan Dancy vorgebrachten Einwand zurück, die traditionelle philosophische Motivationstheorie könne nicht verständlich machen, was es bedeute, aus *guten* Gründen zu handeln, da der normative und der motivierende Grund im Falle des Handelns aus guten Gründen identisch seien. Scarano betont, dass sich die Redeweise von einem ‚guten Grund‘ je nach Kontext als ‚guter motivierender Grund‘ oder als ‚normativer Grund‘ verstehen lasse. Auch im Falle des Handelns aus guten Gründen dürfe nicht vorschnell angenommen werden, dass motivierende und normative Gründe für Vertreter der traditionellen Motivationstheorie identisch sind. Die Aussage, dass jemand aus einem guten Grund handelt, *impliziert* nach der traditionellen Motivationstheorie vielmehr die Aussage, dass es für die Handlung einen normativen Grund gibt, verstanden als etwas, das für die Handlung spricht. Demnach verfüge auch die traditionelle Motivationstheorie über die Ressourcen, den begrifflichen Zusammenhang zwischen dem Haben eines guten motivierenden Grundes und der Existenz eines normativen Grundes zum Ausdruck zu bringen, ohne sich auf die Behauptung ihrer Identität einlassen zu müssen.

So wie Scarano die traditionelle Motivationstheorie gegen den Einwand verteidigt, sie könne nicht verständlich machen, was es bedeute, aus *guten* Gründen zu handeln, so verteidigt *Christoph Halbig* in seinem Beitrag „Über die Möglichkeit teuflischen Handelns“ die nach Joseph Raz so bezeichnete klassische Theorie menschlichen Handelns gegen den Einwand, sie sei unfähig, mit Fällen *teuflischen* Handelns umzugehen, d.h. mit Fällen, die *sub specie mali*, also gerade unter dem Gesichtspunkt beabsichtigt werden, dass sie schlecht sind. Dabei sind nach Halbig zwei Kernannahmen für die klassische Handlungstheorie charakteristisch. Zum einen sei ihr gemäß intentionales Handeln ein Handeln aus Gründen, die der Handelnde für gut hält (die aber nicht notwendigerweise auch gut sind). Zum anderen würden Gründe als Tatsachen aufgefasst, durch welche die entsprechenden Handlungen in irgendeiner Hinsicht und in irgendeinem Maße gut sind. Es sei diese zweite Annahme, die teuflisches Handeln aus begrifflichen Gründen auszuschließen scheint, so dass es so aussieht, als attackiere, wer für die Möglichkeit teuflischen Handelns argumentiert, dadurch die Angemessenheit der klassischen Handlungstheorie. Halbig diskutiert vier mögliche Strategien, eine mit der klassischen Handlungstheorie verträgliche Deutung von Beispielen teuflischen Handelns zu liefern. Im Ergebnis konstatiert Halbig, dass der Verteidiger der klassischen Handlungstheorie auf ein differenziertes Instrumentarium zurückgreifen könne, um mit scheinbaren Beispielen teuflischen Handelns umzugehen. Wer an der Möglichkeit teuflischer Handlungen festhalten wolle, stehe indes vor der Aufgabe, eine doppelte Beweislast abzutragen. Auf der einen Seite müsse er zeigen, wieso die Tatsache, dass eine Handlungsoption schlecht ist, einen Grund darstellen kann, sie zu er-

greifen. Auf der anderen Seite müsse er erklären, warum, wenn das Gute als alleinige Quelle von Gründen ausgeschlossen werde, überhaupt noch an einem Monopol des Evaluativen festgehalten werden solle. Solange dieses indes nicht erfolgt sei, gebe es keinen Grund, die klassische Handlungstheorie aufzugeben.

5. EMOTIONEN UND WERTE

Die Diskussion um die Möglichkeit teuflischen Handelns, verstanden als ein Handeln, das statt auf einen *Wert* auf einen *Umwert* ausgerichtet ist, lässt die Notwendigkeit erkennbar werden, das Verhältnis zwischen praktischen Gründen und Werten genauer zu analysieren. Die beiden nächsten Aufsätze beschäftigen sich daher mit den Fragen, ob und inwieweit der Begriff eines Wertes auf den eines praktischen Grundes reduziert werden kann, welchen ontologische Status Werte beanspruchen können und welcher Zusammenhang zwischen Werten und Emotionen besteht.

In ihrem Beitrag, „Passende Einstellungen. Vom Buck-Passing zum No-Priority“, erläutert *Sabine A. Döring* den Begriff des Wertes im Rahmen einer Analyse passender Einstellungen. Grundsätzlich lässt sich diese Strategie entweder im Sinne des von Thomas M. Scanlon vertretenen *Buck-Passing-Ansatzes*¹⁰ verfolgen oder im Rahmen einer sentimentalistischen Wertheorie, wie sie von David Wiggins vertreten wird. Dabei spricht sich Döring ausdrücklich dagegen aus, den von ihr favorisierten *No-Priority-Ansatz* von Wiggins als eine Form von *Buck-Passing-Ansatz* zu interpretieren. Vertreter des *Buck-Passing-Ansatzes* versuchten den Begriff des ‚Passens‘ von Einstellungen über den Begriff des Grundes zu explizieren. Ein solcher Ansatz ist gemäß Dörings Diagnose zumindest der Stoßrichtung nach reduktionistisch, insofern ihm zufolge Werte auf Gründe reduziert werden sollen. Wenn gleich in prominenten neueren Varianten des *Buck-Passing-Ansatzes* ein strikter Wertreduktionismus zumindest in Teilen als problematisch aufgegeben werde, bleibt die Position, so Döring, zwei schwer wiegenden Problemen ausgesetzt: dem Problem der Gründe von der falschen Art und dem Problem der Direktionalität. Wiggins‘ sentimentalistischer Ansatz, dem zufolge nicht der Begriff des Grundes, sondern der Begriff der Angemessenheit herangezogen wird, um zu erläutern, ob eine Einstellung als passend aufzufassen ist oder nicht, vermeidet nach Döring diese Probleme. Er dürfe nicht als reduktionistischer Ansatz aufgefasst werden, sondern vielmehr als nicht-reduktiver *No-Priority-Ansatz*, demgemäß die Existenz eines Wertes und einer dem Wertträger gegenüber angemessenen Einstellung als wechselseitig

¹⁰ Der Ausdruck ‚to pass the buck‘ meint im Deutschen ‚den Schwarzen Peter weitergeben‘, bezeichnet also ein Abwälzen von Verantwortung.

voneinander abhängig zu begreifen ist. Im Zuge ihrer Diskussion des Status von Emotionen argumentiert Döring gegen die Anwendung der in der Literatur üblichen Unterscheidung zwischen *kognitiven* und *konativen* Einstellungen auf Emotionen und weist die ebenfalls übliche Analogie zwischen den mit Emotionen assoziierten Werteigenschaften und Farbeigenschaften zurück, an deren Stelle sie eine Analogie zwischen diesen Werteigenschaften und Gestalteeigenschaften setzt. Sie schließt, indem sie die Zirkularität der sentimentalistischen Wertanalyse aufgreift und über eine an Wiggins orientierte Skizze eines evolutionären und sozialen Prozesses der Ko-Evolution von Werten und angemessenen emotionalen Reaktionen plausibilisiert.

Während Döring betont, dass die in ihrem Beitrag erläuterte sentimentalistische Werttheorie nur einen grundlegenden ersten Schritt zum Verständnis praktischer Rationalität und Moralität darstellt, geht *Felicitas Krämer* in ihrem Beitrag „Normativität im Neosentimentalismus“ der Frage nach, welche Konzepte von Normativität sich aus neosentimentalistischer Perspektive entwickeln lassen. Die Grundidee des Neosentimentalismus besagt nach Krämer, dass Werteigenschaften durch *angemessene* emotionale Reaktionen eines Beobachters konstituiert werden. Entscheidend sei dabei, dass moralische Urteile nicht wie im Emotivismus als subjektive, bloß expressive Äußerungen, sondern als sozial stabile, quasi-objektive Urteile aufgefasst werden könnten, welche moralischen Gefühle angemessen sind. Der Vorteil des Neosentimentalismus gegenüber dem klassischen Sentimentalismus liege darin, dass er nicht mit gewissen kontraintuitiven Implikationen konfrontiert sei, denen etwa Humes sentimentalistischer Projektivismus ausgesetzt sei. Gleichzeitig verfallende der Neosentimentalist in seiner Abkehr vom Projektivismus nicht in einen gemäß John Leslie Mackies einflussreicher Diagnose ontologisch fragwürdigen Wertrealismus. Die entscheidende Frage, wie die normative Eigenschaft der Angemessenheit weiter zu bestimmen ist, werde von den Neosentimentalisten Alan Gibbard und David Wiggins unterschiedlich beantwortet. Gibbards naturalistischer Lesart zufolge bringe das Haben angemessener Gefühle Überlebensvorteile mit sich, da es uns erlaube, miteinander zu kooperieren. Der Begriff der Angemessenheit sei letztlich im Sinne einer erfolgreichen evolutionären Adaptationsleistung zu explizieren. Wiggins' nicht-naturalistischer Alternative gemäß liege der Grund dafür, dass wir bestimmte Gefühle haben sollten, hingegen zumindest teilweise im diese Gefühle provozierenden bzw. verdienenden Gegenstand selbst. Das Bestehen von Werteigenschaften setze in Analogie zu sekundären Farbeigenschaften sowohl bestimmte Strukturen auf Seiten des Gegenstandes als auch irreduzible Dispositionen auf Seiten der Subjekte voraus. Krämer bescheinigt Gibbards Normexpressivismus als Theorie der Normakzeptanz zwar eine gewisse Plausibilität, kritisiert jedoch das mit ihm verbundene Naturalisierungsprogramm und seinen Entwurf einer biologisierten Rationalität. Gibbards Ansatz im Ganzen sei daher letztlich der von

Wiggins vertretenen nicht-naturalistischen Alternative unterlegen. Bei Wiggins hingegen bleibe unklar, inwiefern der von ihm postulierte wechselseitige Ausdifferenzierungsprozess zwischen der Zuschreibung von Wertigenschaften und emotionalen Reaktionen gerechtfertigterweise als Fortschrittsprozess gedeutet werden könne.

6. DIE NORMATIVE PERSPEKTIVE

Ergänzt man die Redeweise von praktischen Gründen durch diejenige von Werten, so zeigt sich dass die von Stemmer im ersten Beitrag dieses Bandes eingenommene akteurszentrierte Sichtweise auf das Phänomen der Normativität keineswegs alternativlos ist. Insbesondere der von Döring und Krämer in Anlehnung an Wiggins vertretene Vorschlag, Werte als etwas zu verstehen, das teilweise durch die Eigenschaften des bewerteten Objekts konstituiert wird, teilweise durch die emotionale Reaktion des bewertenden Subjekts auf eben diese Eigenschaften, erweitert die Perspektive des handelnden Subjekts mit einem Schlag um eine objektivistische Sichtweise auf der einen und die Sichtweise des beobachtenden Subjekts (bzw. der Gruppe aller beobachtender Subjekte) auf der anderen Seite. Das ‚praktische Sollen‘ scheint sich somit aus verschiedenen Perspektiven heraus betrachten und beschreiben zu lassen, die sich selbst einerseits als mehr oder weniger *objektivistisch*, *subjektivistisch* oder *intersubjektivistisch* und andererseits als *erstpersonal*, *zweitpersonal* oder *drittpersonal* verstehen. Aus jeder dieser Perspektiven heraus lassen sich Beobachtungen anstellen, die auf spezifische Eigenheiten des praktischen Sollens aufmerksam machen. Die Frage, welche Perspektive dem Phänomen ‚Normativität‘ am ehesten gerecht wird, wird sich daran entscheiden, wie gut oder schlecht es den einzelnen aus diesen Perspektiven heraus formulierten Ansätzen gelingt, alle diese spezifischen Eigenheiten innerhalb eines konsistenten Systems darzustellen und zu erläutern.

Die folgenden acht Beiträge stellen einerseits verschiedene philosophische Perspektiven vor, die über die akteurszentrierte Sichtweise des Kontraktualismus hinaus weisen und sich selbst als Anwärtler auf den Titel der *normativen* Perspektive verstehen. Andererseits sprechen sie konkrete, für eine bestimmte Theorietradition typische Themen und Problemstellungen an, an denen sich die Stärken ihrer jeweiligen Perspektive erweisen und auf die Vertreter alternativer Ansätze ihrerseits eine überzeugende Antwort finden müssen. Dabei setzen sich, grob gesagt, jeweils zwei Beiträge mit für die *aristotelische* Tradition typischen Themen auseinander (Hoffmann, Gesang), zwei diskutieren die *kantische* Theorietradition (Pauer-Studer, Klemme), zwei weitere betonen die Plausibilität *humeanischer* Theorieelemente (Brosow, Leist) und zwei weisen in *pragmatistischer* Tradition auf die Bedeutung der Praxis hin (Rosenhagen, Siep).

6.1 NATURALISMUS UND GENERALISMUSKRITIK

In seinem Aufsatz „Praktische Normativität und aristotelische Notwendigkeiten“ setzt sich *Thomas Hoffmann* kritisch mit dem seines Erachtens noch immer dominanten Bild praktischer Rationalität auseinander, dem gemäß diese rein formal als instrumentelle Rationalität aufgefasst wird und das er mit der Bezeichnung ‚instrumenteller Präferentialismus‘ kennzeichnet. Im Besonderen kritisiert er die für diese Position charakteristische Annahme, dass sowohl der Gehalt als auch die Geltung des normativ Geforderten oder Gemussten ausschließlich als akteurrelativ zu charakterisieren sind, insofern sie vollständig durch das als gegebene psychologische Tatsache vorausgesetzte subjektive Präferieren bzw. Wollen des jeweiligen Akteurs bestimmt auftreten. Der Kerngedanke dieses ‚volitiven Normativismus‘ bestehe darin, dass, was normativ gefordert ist, sich im Vollzug derjenigen Handlung erschöpft, die das beste Mittel zur Realisierung des Handlungsziels des jeweiligen Akteurs darstellt. Wie Hoffmann aufzeigt, folgt die akteurrelative Geltung von Normen direkt aus dem volitiven Normativismus. Wer, wie etwa Stemmer, praktische Normativität an das subjektive Wollen einzelner Akteure bindet, übersieht nach Hoffmann, dass wir jemandem, der ein verwerfliches oder unsinniges Ziel effektiv zu verfolgen weiß, keine vollkommene praktische Rationalität attestieren. Eine Hoffmann zufolge attraktivere Position müsse Ressourcen bereit stellen, die es erlauben, die Qualität von Handlungszielen zu bewerten, sie einer Begründung zugänglich zu machen und das Beabsichtigen von in diesem Sinne rechtfertigbar guten Handlungszielen in den für das Vorliegen praktischer Rationalität maßgeblichen Kriterienkatalog mit aufnehmen. Die Frage, woran sich die Qualität von Handlungszielen bemessen lassen müsse, beantwortet Hoffmann mit dem Verweis auf die von Elizabeth Anscombe so bezeichneten *aristotelian necessities*, die festlegen, was für verschiedene Arten von Lebewesen natürlicherweise gut ist. Es wird, so Hoffmann, im Einzelfall gut zu überlegen sein, die Realisierung welchen Handlungsziels angesichts möglicherweise konfligierender normativer Forderungen die beste und normativ geforderte Option darstellt. Entscheidend ist, dass ein solches Überlegen sich nicht als akteurrelativ erweist, sondern sich an den aristotelischen Notwendigkeiten orientiert, die festlegen, was für diejenigen Lebewesen intrinsisch und *natürlicherweise* gut ist, deren Lebensvollzüge von den Handlungen des Akteurs betroffen sind.

Die Betonung der Notwendigkeit sorgfältiger Überlegung im *Einzelfall* bildet auch das Thema von *Bernward Gesangs* Aufsatz „Partikularismus oder Generalismus? Neue Ansätze zur Lösung eines uralten Problems“. In diesem befasst sich Gesang mit einer systematischen Bewertung des moralischen Partikularismus, der als die Position charakterisiert wird, welche die fallweise agierende moralische Urteilskraft gegenüber generalistischen Prin-

zipienethiken stark machen will. Gesang konzentriert sich auf die ontologische Frage nach der Existenz ethischer Prinzipien und die auf die Methodik moralischen Entscheidens bezogene Frage, ob man sich im Zuge moralischer Entscheidungsfindungsprozesse an Prinzipien orientiere oder eher der Urteilskraft traue. Beide Fragen lassen sich mit partikularistischen Thesen verschiedener Stärke beantworten, die von Gesang in einem ersten Schritt unterschieden und dann in Abhängigkeit von ihrer Plausibilität und ihrer tatsächlichen Rolle in aktuellen partikularistischen Positionen diskutiert werden. Mit Blick auf die Geltungsfrage diskutiert Gesang vor allem die von Jonathan Dancy vertretene These, der Raum der Gründe im praktischen ebenso wie im theoretischen Sektor sei holistisch verfasst, d.h. dass jeder Grund seine moralische Valenz in besonderen Kontexten ändern könne. Gesang rekonstruiert Dancys Begründung des Holismus, macht diese möglichst stark, weist sie jedoch schließlich zurück. Auf die Methodik moralischen Entscheidens bezogen verweist Gesang darauf, dass die für die Partikularisten maßgebliche Interpretation der aristotelischen Klugheit als ein genuin moralisches Urteilsvermögen, im Sinne der Orientierung des moralisch Urteilendem an einer durch richtige Erziehung entwickelte moralische Sensitivität, nicht zwingend sei. Mit Aristoteles lasse sich letztlich allenfalls die sehr schwache partikularistische These verteidigen, Prinzipien allein reichten nicht hin, um zu moralischen Entscheidungen zu kommen. Gesang selbst plädiert für einen moderaten Generalismus, der sich an einer in Bezug auf das verwendete Rechtfertigungsmodell modifizierten Version von Richard M. Hares Zwei-Ebenen-Modell der Moral orientiert, in dem zwischen einer Ebene der *intuitiven* und einer Ebene der *kritischen* Moral unterschieden wird, die, so Gesang, in partikularistischen Positionen oft fehle oder nur in problematischer Art und Weise integriert werde.

6.2 SELBSTGESETZGEBUNG UND WÜRDE

Eine klare Gegenposition zum von Gesang diskutierten Partikularismus stellt die kantische Prinzipienethik dar, die *Herlinde Pauer-Studer* in ihrem Beitrag „Der Standpunkt der Moral: Erstpersonaler Internalismus oder zweitpersonaler Kontraktualismus? Zur Kontroverse zwischen Stephen Darwall und Christine M. Korsgaard“ behandelt. Nach Kant ist die Quelle der Normativität die vernunftgebundene Selbstbestimmung aus einer erst-personalen Perspektive. Pauer-Studer diskutiert Darwalls Versuch, dieses Modell von Normativität zu hinterfragen und Normativität und den moralischen Standpunkt stattdessen über die Annahme zweitpersonaler, also relationaler Gründe zu explizieren. Nach Darwall seien moralische Argumente stets mit der Anerkennung oder Zurückweisung der Ansprüche anderer verknüpft. Mit dieser Position grenze er sich einerseits von Thomas Nagels

drittpersonaler Theorie des moralischen Standpunktes, andererseits von Korsgaards Position eines erstpersionalen kantischen Internalismus ab. Nach Pauer-Studer akzeptiert Korsgaard den von Darwall nahegelegten Kontraktualismus nicht als Grundlage der Moral, da dieser nicht die spezifischen Bedingungen der Ethik erfülle und sowohl die Unterscheidung zwischen *Individualethik* und *Sozialmoral*, als auch diejenige zwischen Ethik und Gerechtigkeit verwische. Korsgaard verknüpfe Normativität und Motivation, indem sie die Meinung vertrete, dass eine Handlung richtig sei, motiviere uns, diese auszuführen, was eine erstpersionale Deutung der Ethik voraussetze. Pauer-Studer hingegen bezeichnet die Begründung des grundlegenden Standards der Moral, d.h. der wechselseitigen Anerkennung, durch den (kantischen) Kontraktualismus als vielversprechend und angemessen. Ihre These lautet, dass nur dann ein echter Unterschied zwischen Korsgaard und Darwall bestehe, wenn Darwalls Anspruch, einen kontraktualistischen Ansatz zu vertreten, konsequenter verstanden werde, als Darwall selbst dies tue. Beide Ansätze stehen nach Pauer-Studer jedoch vor dem Problem, keinen ausreichenden Raum für ein Verständnis schlechten Handelns¹¹ zu schaffen. Wenn autonom zu handeln *qua* Definition bedeute, moralisch zu handeln, so bleibe unklar, wie schlechtes Handeln dem autonomen Willen des Subjekts zugeschrieben werden könne. Daher plädiert Pauer-Studer dafür, die Autonomie des Willens im Kontext der Zurechenbarkeit nicht mit der Orientierung am moralischen Gesetz gleichzusetzen, sondern moderater mit der Fähigkeit zu assoziieren, eine kritische Haltung gegenüber den eigenen Neigungen und Wünschen einnehmen zu können.

Während Darwall, wie von Pauer-Studer referiert, Würde als die *de jure* Autorität definiert, von anderen ein bestimmtes Verhalten einzufordern, versteht Heiner F. Klemme in seinem Beitrag „Menschenwürde und Menschenrecht. Variationen eines Kantischen Themas in systematischer Absicht“ den Begriff der Würde als Ausdruck für die bedingungslose Selbstschätzung der Vernunft im Gefühl der Achtung und somit als einen bestimmten Modus des menschlichen Vernunftgebrauchs. Dabei geht es Klemme inhaltlich um die Klärung des Verhältnisses zwischen (Menschen-) Würde und (Menschen-)Recht; methodisch betreibt er eine Form von Begriffsarchäologie, in der er textinterpretatorische, rezeptionsgeschichtliche und systematische Perspektiven miteinander verbindet. Klemme erwähnt drei moderner Positionen zum Verhältnis von Würde und Recht. Nach der von Robert Spaemann vertretenen *Würdeposition* sei der Begriff der Menschenwürde ursprünglicher als der des Menschenrechts und lasse sich zu seiner Begründung heranziehen, wie dies beispielsweise im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland geschehe. Ernst Tugendhat als Vertreter der

¹¹ Mit ihren Bemerkungen zu moralisch schlechtem Handeln schlägt Pauer-Studer inhaltlich einen Bogen zu den Beiträgen von Scarano und Halbig.

Unparteilichkeitsposition behaupte eine Identität von Würde und Recht. Menschenrechte würden hier nicht durch den Rekurs auf Menschenwürde begründet, sondern wechselseitig verliehen. Die *Position des Kontraktualismus* schließlich weise den Begriff der Würde als Geltungsgrund von Rechten ebenfalls zurück und expliziere die Geltung praktischer Normen durch einen gedachten Vertrag, den Personen in der Absicht schließen, damit ihrem Eigeninteresse zu dienen. Da sich alle drei Positionen in positiver oder negativer Weise auf Kant beziehen, hofft Klemme durch seine Kantinterpretation zur systematischen Klärung der in diesem Kontext diskutierten Fragen beitragen zu können. Er hält fest, dass die Würde nach Kant nicht von der reinen Vernunft entdeckt, sondern vielmehr durch diese gestiftet werde. Die Würde begründe bei Kant weder den Kategorischen Imperativ noch die Menschenrechte. Vielmehr sei es das *Recht der Menschheit*, das nach Kant zur Begründung der Menschenrechte heranzuziehen sei und uns nach den drei *ulpianischen* Formeln darauf verpflichte, uns, sofern die Gesellschaft mit anderen Menschen unvermeidlich ist, in den bürgerlichen Zustand zu begeben und uns in diesem weder selbst zu einem Mittel der Willkür anderer, noch andere zum Mittel unserer eigenen Willkür zu machen.

6.3 INTERSUBJEKTIVITÄT UND BEDEUTUNG DER MORAL

So wie Klemme den systematischen Diskurs durch den philosophiehistorischen Rückblick auf Kant zu bereichern hofft, knüpft *Frank Brosow* in seinem Beitrag „Intersubjektiver Projektivismus. Ein antirealistisches Konzept praktischer Normativität“ in ähnlicher Absicht an die Moraltheorie David Humes an. Auf der Suche nach einem antirealistischen Richtigkeitskriterium normativer Urteile im Allgemeinen und moralischer Urteile im Besonderen will Brosow zunächst aufzeigen, dass Hume in seiner theoretischen Philosophie nur auf den ersten Blick eine Korrespondenztheorie der Wahrheit vertritt. Hinter dieser verbirgt sich nach Brosow ein *intersubjektivistisches* Konzept von Wahrheit als der natürlichen Wirkung der Vernunft. Unter Vernunft verstehe Hume diejenigen Prinzipien der Einbildungskraft, die *allgemein, dauerhaft* und *unwiderstehlich* sind und das Denken daher zu intersubjektiv einheitlichen Ergebnissen führen. Analog dazu stelle auch das moralische Gefühl für Hume eine unter der Voraussetzung der Einnahme eines *festen und allgemeinen Standpunktes der Betrachtung* intersubjektiv einheitliche Empfindung gegenüber bestimmten Charaktereigenschaften dar. Da Hume diese Empfindung als ruhigen Affekt charakterisiert, stellt Brosow die These auf, dass die Unterscheidung zwischen *ruhigen* und *heftigen* Affekten für eine humanische Theorie praktischer Normativität nutzbar gemacht werden kann. Ruhige Affekte, die auf etwas Angenehmes oder Nützliches ausgerichtet seien, das durch das Tätigwerden eines Akteurs erreicht werden könne,

stellen nach Brosow intersubjektive (gute) praktische Gründe dar, die zugleich eine normative und eine motivierende Funktion erfüllen und nicht nur im Akteur, sondern auch in von einem festen und allgemeinen Standpunkt der Betrachtung aus urteilenden Beobachter seiner Handlung entstehen. Praktisches Rasonieren bedeute nach Hume, als Handelnder oder Beurteiler einer Handlung diejenigen Gedanken zu denken, die zur Entstehung eben dieser ruhigen Affekte führen, in denen Brosow das Richtigkeitskriterium normativer Urteile zu erkennen meint. Brosow verteidigt das Konzept intersubjektiver Richtigkeitskriterien gegen Einwände des moralischen Realisten Peter Schaber und stellt die These auf, dass zur Vermeidung von Kategorienfehlern unter Berücksichtigung der von Hume angenommenen Supervenienzbeziehung zwischen Nützlichkeit und moralischem Wert der Gegenstand moralischer Überzeugungen auf seine allgemeine Nützlichkeit hin, die moralische Überzeugung (Pro- oder Contraeinstellung) auf ihre Angemessenheit hin und eine moralische Aussage daraufhin untersucht werden müsse, ob sie eine richtige moralische Überzeugung (nicht etwa eine beobachterunabhängige moralische Tatsache) repräsentiere.

Die Frage nach der Bedeutung der Moral und nach der Wahrheitswertfähigkeit moralischer Aussagen ist auch Thema von *Anton Leists* Aufsatz „Zur Bedeutung der Moral. Wie man Moral mit Erkennen, Bedeutung und allem übrigen verbinden kann“. Ausgehend von einer Analyse des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Moral als dem Verhältnis zwischen Erkennen und Handeln unterscheidet Leist zwischen dem *empirischen Kognitivismus* der Wissenschaft und dem *philosophischen Nonkognitivismus* der Moral und fragt danach, inwiefern wissenschaftliches Erkennen auf Realität ausgerichtet ist, wobei er zwischen einer *metaphysischen*, einer *semantischen* und einer *epistemologischen* Lesart des Realismusprinzips differenziert. Auf diesen Gedanken aufbauend prüft Leist zunächst Kants Versuch, die Einheit zwischen Erkennen und Moral über die Unterstellung eines erkennbaren Prinzips der Moral herzustellen. Den Kern dieses kantischen Projekts sieht Leist in einem Diskursprinzip der praktischen Vernunft weitergeführt, das er in der von Robert B. Brandom vertretenen Variante diskutiert und dem Ansatz von Richard Rorty und Huw Price gegenüberstellt, die Erkennen und Handeln nicht vollständig gleichsetzen, sondern das Erkennen in ein nicht selbst auf Erkennen ausgerichtetes Handeln einbetten. In seinem Bestreben, die Probleme dieser jeweils einseitig auf Erkennen oder Handeln ausgerichteten Ansätze zu überwinden, gelangt Leist schließlich zu einem Versuch der Verbindung beider Bereiche, der in die Nähe zu David Hume führt und heute insbesondere von Simon Blackburn vertreten wird. Nach Leist ist Humes Konzeption einer praktischen Vernunft im Prinzip angemessen und werde nur von Verfechtern eines globalen Programms wie etwa Kant in Frage gestellt. Der Schritt zurück zu Hume stellt für Leist dabei ausdrücklich kein bloßes Außerachtlassen der philosophischen Anstöße durch Kant und seine

Nachfolger dar. Vielmehr liege in der Tatsache, dass sich die Hume'sche Antwort auf die Frage nach der Bedeutung der Moral gegenüber den heute vorliegenden Alternativen bewähre, durchaus ein philosophiegeschichtlicher Fortschritt, da die Qualität der Begründung der humanistischen Position durch die Auseinandersetzung mit alternativen Theorien zugenommen habe.

6.4 SPRACHE UND PRAXIS

Während Leist den pragmatistischen Ansatz von Brandom kritisiert, möchte *T. Raja Rosenhagen* in seinem Beitrag „Physikalismus, Pragmatismus und die Frage nach dem Anfang. Zu Stemmers Konzeption des normativen Müssens“ die durch Brandoms Theorie bereitgestellten Ressourcen nutzen, um Stemmers ontologische Konzeption von Normativität kritisch zu beleuchten. Dabei hebt Rosenhagen die physikalistisch-naturalistische Ausrichtung von Stemmers Ansatz hervor und geht auf dessen zentrale These ein, der gemäß sich das für die Entstehung von Normativität grundlegende Phänomen des normativen Müssens aus der Kombination eines nicht-normativen Wollens und eines ebenfalls nicht-normativen Müssens der notwendigen Bedingung ergibt. Rosenhagens Kritik setzt vor allem an der Frage an, wie das nicht-normative Wollen zu begreifen ist. Er unterscheidet zwei bei Stemmer suggerierte Lesarten, die er jedoch beide als unbefriedigend zurückweist. In der Folge skizziert Rosenhagen eine vor allem an Brandom orientierte pragmatistische Perspektive, aus der heraus jemand sich nur dann in intentionalen mentalen Zuständen befinden kann, wie sie in Stemmers Beispielen von Wollenzuständen vorkommen, sofern er Mitglied einer normativ gesteuerten, sozial geteilten Praxis ist. Aus einer solchen Perspektive heraus kann das in Stemmers Beispielen figurierende Wollen nicht erst zur Erzeugung von Normativität dienen. Rosenhagen fügt einige Bemerkungen zu der Frage an, wie speziell praktische, für die Mitgliedschaft in einer Sprechergemeinschaft vorauszusetzende Normen aufgefasst werden könnten, und legt nahe, dass die Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft grundsätzlich die zumindest implizite Orientierung daran erfordert, was für den je anderen gut ist. Er räumt ein, es sei nicht ausgeschlossen, dass es eine weniger anspruchsvolle und nicht-normative Auffassung des Wollens geben könnte, die für die Analyse der normativen Charakterisierung der für das anspruchsvollere Wollen als bereits existierend vorauszusetzenden sozialen Praxis herangezogen werden kann. Der skizzierte Pragmatismus und Stemmers Physikalismus seien daher nicht notwendigerweise als Gegenspieler aufzufassen. Solange die aufgeworfenen Schwierigkeiten nicht behoben würden, bleibe Stemmers Position indes unattraktiv, da sie kein Bild liefere, in dem wir uns als Wollende und als uns am Guten auch der anderen Orientierende wiederfinden könnten.

Die von Rosenhagen mit Brandom vertretene Betonung der Bedeutung der sozialen Praxis setzt *Ludwig Siep* in seinem Beitrag „Normerzeugende Praxis“ konsequent fort. Dabei geht es Siep nicht nur um die Frage, wie Normen praktisch entstehen, sondern auch um die weiterführende Frage, welchen Beitrag die Art ihrer Entstehung zu ihrer Richtigkeit leistet und welche Rolle das Wissen um die Genese von Normen bei deren Begründung spielt. Der Begriff der Norm oder des Normativen beinhaltet nach Siep einerseits erwartbare Handlungsmuster bzw. Regelmäßigkeiten, von Seiten der Handelnden andererseits ein Gefühl des Sollens oder der Verpflichtung. Sofern soziale Konventionen normativen Charakter haben, enthalten sie nach Siep Sanktionen, mindestens im Sinne der wechselseitigen Billigung, Kritik und Missbilligung. Dabei können nach Siep ausdrücklich auch Tugenden gefordert und kann das Fehlen von Tugenden sanktioniert werden. Siep stellt einige moderne Ansätze vor, die explizite Normen auf vorgängige soziale Praxis zurückführen, und unterscheidet verschiedene Arten der Erzeugung von Normen in der sozialen Praxis. So können Normen durch ein ‚sich Einspielen‘ und ein erst nachträgliches Explizitmachen entstehen, oder aber durch Entdecken oder Kreieren von nachahmenswerten Verhaltensweisen. Siep zufolge beinhalten Verhaltenskoordinationen, wie auch immer sie entstanden sind, stets gemeinsame Wertungen, die mit wechselseitigen Aufforderungen verbunden sind. Die Frage, ob die Art der Erzeugung auch für die Begründung und die Genese einer Norm für ihre Geltung eine Rolle spielt, beantwortet Siep positiv. Die Quellen von Normbegründungen müssen nach Siep weder notwendigerweise in einer normativen Vernunft liegen, die vom Bereich sozialer Fakten grundsätzlich getrennt ist, noch allein in werterzeugenden Wünschen oder Interessen. Der moralische Standpunkt entsteht nach Siep aus sozialen Formen der wechselseitigen Rechtfertigung und der Suche nach dem objektiv Richtigen und Wertvollen. Dabei komme der Einnahme eines unparteiischen, den Betroffenen gegenüber wohlwollenden Standpunktes besondere Bedeutung zu. Die in diesem Sinne moralische Perspektive mit ihren eigenen konstitutiven Regeln könne das Resultat eines gemeinsamen Lernprozesses sein.

7. INTELLEKTUELLE REDLICHKEIT

Da auch dieser Sammelband als Teil eines solchen von Siep angesprochenen gemeinsamen Lernprozesses betrachtet werden kann, kommt der Reflexion auf die genuin normativen Aspekte der Teilnahme am philosophischen Diskurs im Allgemeinen und am Normativitätsdiskurs im Besonderen eine spezielle Bedeutung zu. Auch die Art und Weise, wie sich Vertreter heterogener Theorien selbst und wechselseitig wahrnehmen, darstellen, kritisieren und wertschätzen, stellt einen Aspekt genau desjenigen Phänomens dar, das

zu beleuchten das Ziel der Beiträge dieses Bandes ist. Eine besondere Rolle spielt dabei die Frage nach der Begründbarkeit der eigenen philosophischen Überzeugungen, die nach Siep nicht vollkommen frei von der Frage nach ihrer faktischen Genese zu verstehen ist. Folgen wir, wenn wir leidenschaftlich für die Wahrheit einer bestimmten philosophischen Theorie eintreten, tatsächlich stets dem Kriterium des besseren Arguments? Oder erklärt sich unsere Leidenschaft auf andere Weise?¹² Was sagt der immerhin denkbare Einfluss subjektiver Faktoren auf unsere philosophischen Überzeugungen über uns selbst und über den philosophischen Diskurs als solchen aus, und lässt sich daraus etwas für den Gegenstandsbereich dieses Bandes lernen?

Um Fragen dieser Art nicht unreflektiert zu lassen, schließt dieser Sammelband mit einem Beitrag von *Matthias Wunsch* zum Thema „Eigenständigkeit und intellektuelle Redlichkeit bei Ernst Tugendhat“. Dabei ist zu betonen, dass ‚intellektuelle Redlichkeit‘ zwar auch, jedoch nicht ausschließlich als eine ‚Forscher-Tugend‘ aufzufassen ist. Als Minimalbestimmung von intellektueller Redlichkeit nennt Wunsch, dass es sich um eine auf Wahrheit ausgerichtete Haltung handelt, die sowohl im Umgang mit anderen als auch im Umgang mit sich selbst zum Tragen kommen kann. Als grundlegend für diese Haltung erscheint Wunsch das Selbstverständnis eines Akteurs, in welchem sich dieser auf sich selbst zurückgeworfen sehe und *eigenständig* die Frage stelle, ob etwas wirklich wahr oder gut sei. Wunsch unterscheidet zwischen einer *intellektuellen* Redlichkeit im engen und einer *praktischen* Redlichkeit im weiten Sinne und fragt danach, was die Tugend der praktischen Redlichkeit von anderen Tugenden unterscheidet und in welchem Verhältnis praktische und intellektuelle Redlichkeit zur Moral stehen. Von besonderem Interesse ist für Wunsch die von Ernst Tugendhat entwickelte Konzeption intellektueller Redlichkeit. Während Tugendhat seine verschiedenen Darstellungen der zentralen anthropologischen Haltung der intellektuellen Redlichkeit als eine Reihe einander ablösender Konzeptionen verstehe, sieht Wunsch in Tugendhats Auseinandersetzungen mit diesem Thema einander ergänzende Aspekte eines Gesamtphänomens. Obwohl Wunsch einräumt, dass Tugendhats Konzeption der Komplexität des Phänomens weitestgehend gerecht werde, nennt er einige Schwierigkeiten, die er in teilweise kritischer, teilweise ergänzender Absicht diskutiert. Anders als Tugendhat deutet Wunsch die intellektuelle Redlichkeit ebenso wie die praktische Redlichkeit mindestens teilweise als eine *moralische* Tugend. Verstehe man intellektuelle Redlichkeit mit Tugendhat als die Haltung, aus der heraus eine Person (nicht nur vor sich selbst, sondern auch anderen gegenüber) nicht vorgebe, mehr zu wissen, als sie weiß, (oder mehr tun zu können, als sie kann) und ihre

¹² Vgl. hierzu auch Rosenhagens Erläuterungen der Überlegungen von Iris Murdoch zum Zusammenhang von Philosophie, Wahrheit, Temperament und Selbstdeutung in seinem Beitrag in diesem Band.

Meinungen nicht für begründeter halte, als sie sind, so sei mit intellektueller Untugend eine Form von Täuschung verbunden, die nach Wunsch moralisch relevant ist.

8. DANKSAGUNG

Die Herausgeber danken allen Autoren, die zu diesem Band beigetragen haben. Bei den Referentinnen und Referenten sowie den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der internationalen Fachtagung ‚Moderne Theorien praktischer Normativität‘ bedanken wir uns darüber hinaus für fruchtbare Vorträge und Diskussionen. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), dem Philosophischen Seminar und der Kant-Forschungsstelle der Johannes Gutenberg-Universität Mainz danken wir für die finanzielle Förderung der Tagung, letzterer und der Johannes Gutenberg-Universität Mainz zudem für die finanzielle Förderung des Sammelbandes. Bei der Vor- und Nachbereitung der Tagung war Friederike Kleemann eine wertvolle Hilfe. Margit Ruffing danken wir für hilfreiche Hinweise zur Erstellung des Sammelbandes. Unser besonderer Dank gilt Heiner F. Klemme für seine umfassende Unterstützung des Projekts.

Mainz & Pittsburgh, im Juli 2013

Frank Brosow & T. Raja Rosenhagen

LITERATURVERZEICHNIS:

- Forst, R. und Günther, K. (Hg.): *Die Herausbildung normativer Ordnungen. Interdisziplinäre Perspektiven*, Frankfurt a. M. 2011.
- Herbst, F. (Hg.): *Bibliothek christlicher Denker. Erster Band. Johann Georg Hamann. Friedrich Heinrich Jacobi*, Leipzig 1830.
- Hume, D.: *A Treatise of Human Nature*, 2 Bde., hg. von D. F. Norton und M. J. Norton, Oxford 2007 (Clarendon Edition); dt.: *Ein Traktat über die menschliche Natur*, übers. v. Th. Lipps (1904, 1906), 2 Bde., neu hg. von R. Brandt. Bd. I, Hamburg 1978, Bd. II, Hamburg 1989.
- Sandis, C. (Hg.): *New Essays on the Explanation of Action*, London 2009.
- Scarano, N.: Metaethik – ein systematischer Überblick. In: *Handbuch Ethik*, hg. v. M. Düwell, C. Hübenthal, M.H. Werner. Stuttgart/Weimar 2002, S. 25-35.
- Stemmer, P.: *Handeln zugunsten anderer. Eine moralphilosophische Untersuchung*, Berlin/New York 2000.
- Tugendhat, E.: *Vorlesungen über Ethik*, Frankfurt a. M. 1994.